

www.e-rara.ch

Geschichte der Buchdruckerkunst

Falkenstein, Constantin Karl

Leipzig, 1840

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 38973

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-88026>

Einleitung.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Einleitung.

Luther nannte in seiner bezeichnenden tiefkräftigen Sprache die Erfindung der Buchdruckerkunst „das letzte Auslodern vor dem Erlöschen der Welt.“ In der That hat diese Königin der Erfindungen, um bei des großen Reformators Gleichnisse stehen zu bleiben, eine Fackel entzündet, welche in nie verlöschendem Flammenlichte den Erdkreis erleuchtet und selbst in Gegenden, wo tausendjährige Nacht ihre Stütze ausgebreitet hielt, nach und nach die Sonne der Gesittung heraufgeführt. Sie hat allen denen, die lesen können, zu ihren beiden Augen ein drittes geschaffen, mit dem sie über Berg und Thal in die weiteste Ferne schauen, ein Ohr zu ihrem Ohrenpaar, mit dem sie die Weissagungen der Vorzeit, die Geisterstimme der Gegenwart und das Flüstern der Zukunft vernehmen, einen Mund, mit dem sie über das Weltmeer hinweg sowol in die Wolkenregionen der Andes und des Himalaya als in die Ebenen der Pampas und der Sahara hineinrufen können.

Sie ist nach dem Ausspruche eines geistreichen Pariser Typographen für die menschliche Gesellschaft das, was die Elemente für die Natur. Sie umfaßt Alles, wie die Luft, und belebt hier, während sie anderswo tödtet; gleichwie das Feuer erleuchtet und wärmt, so erhellet oder sengt ihre Flamme; sie gleicht sowol dem sanften Wiesenbach, der befruchtet, wie dem Waldstrom, der niederreißt. Für das geistige Auge aber ist sie der unsichtbare Engel der

Menschheit, der nun plötzlich mit einem sichtbaren Gewande bekleidet herniedersteigt und, je nachdem die Stimme der Tugend oder des Verbrechens ruft, hier rettet und sühnt, dort warnt oder straft.

Der Mann, in dessen Wirksamkeit sich alle früheren und gleichzeitigen Versuche der Druckkunst sowol am Rhein als an der Regnitz gleich einem Mittelpunkte vereinigen, — Gutenberg war von der Vorsehung auserkoren, die Wissenschaft aus dem Winterschlaf der Kindheit zu wecken und in die Region eines immerwährenden Geistesfrühlings einzuführen. Er ist der Schöpfer einer neuen Aera in der Bildungsgeschichte der Menschheit. Obschon die Frucht der Erfindung noch bei Lebzeiten des Meisters ihre volle Reife erlangt hatte, so erkannte doch erst die Nachwelt sein hohes Verdienst und Gutenberg theilte das Loos mit vielen andern großen Männern, deren Unsterblichkeit erst nach ihrem Tode erkannt worden ist. Der große Haufe seiner Zeitgenossen staunte, ohne weiter nachzudenken, über die neue Art, Bücher zu vervielfältigen; Einige lächelten, Andere zweifelten, Viele beneideten, die Meisten aber hielten das Unbegreifliche für Wirkung zauberischer Kräfte im Bunde mit höllischen Mächten und nur wenige Auserwählte erkannten den Genius und dessen große Idee als einen Ausfluß des Göttlichen im Menschlichen.

Nicht wie Raphael Sanzio eine Apotheose erlebend wurde Gutenberg erst nach seinem Tode die Bewunderung des Erdballs. Die Nachwelt sühnte den Umdank der Mitwelt. Den kommenden Geschlechtern späterer Zeiten war es vorbehalten, die

ewige Schuld der Dankbarkeit mit lauter Anerkennung und treuer Macheiferung zu tilgen.

Wenn nun der Zweck dieser Blätter ist, bei Gelegenheit des vierhundertjährigen Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche als eine wahre Geistessonne die Nebel scholastischer Schulweisheit zerstörte und über den Gesichtskreis der gestifteten Menschheit einen allgegenwärtigen Tag verbreitete, die Fortschritte der Typographie unsern Lesern in verständlichen Bildern vor die Augen zu führen: so muß der erste Abschnitt nothwendiger Weise der Erfindungsgeschichte dieser in ihren Wirkungen noch unübertroffenen Kunst gewidmet sein.

Wie einst im Alterthume sieben Städte sich um die Ehre stritten, den unsterblichen Sänger der Iliade und Odyssee unter ihren Mitbürgern zu zählen, so kämpften schon seit Jahrhunderten mehr als sieben-zehn Städte Deutschlands, der Niederlande und Italiens: Mainz, Straßburg, Bamberg, Würzburg, Lübeck, Nürnberg, Augsburg, Schlettstadt, Basel, Ruffenburg, Harlem, Dortrecht, Antwerpen, Brügge, Florenz, Rom, Venedig, Feltre und Bologna um den Ruhm, den Erfinder der vorzüglichsten aller Künste geboren zu haben. Nach den genaueren kritischen Forschungen einer neuern Zeit kann aber in dem Kampfe um die Ehrenpalme nur von den vier Städten: Harlem, Straßburg, Mainz und Bamberg die Rede sein. Alle übrigen Ansprüche treten in den Hintergrund. Dominico Manni läßt in seiner Schrift: „Della prima promulgazione de libri in Firenze etc. Firenze, 1761. 4.“ den Goldschmied Bernardo Cennini zu Florenz die edle Kunst gleichzeitig mit Johann Faust in Mainz erfinden. Des Roches vindicirt in seinen: „Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie, lues à l'Académie des Sciences de Bruxelles le 8 Janvier 1777“, abgedruckt in der holländischen Monatschrift „Hedendagsche Vaterlandsche Letter-Oefeningen etc. Derende Deel. Amst. 1778. 8. No. VII. p. 298-309. und No. VIII. p. 352-574.“ diesen Ruhm der Stadt Antwerpen und nennt Ludwig von Baelbecke, um 1300, als Erfinder. Giuseppe Bernazza in Lezione sopra la stampa in Cagliari. 1778. 8. streitet für Würzburg. Chesquière de Cambrai: *Esprit des journaux*, Juin 1779, Nov. 1799, Avril 1780.

für Brügge und Flandern, wo Jean Briton das Geheimniß gefunden haben soll.

Für Harlem sprechen: Coornhert, Guicciardini, Junius, Natalis Comes, Scriber, Van Zuyren, Le Petit, Van Meteren, Mathias Duardus Victor, Ortelius, Bagford, Ellis, Vorhorn, Lafalle, Tenzel, Kortebrant, Seiz, Meermann, Biffer, Gockinga, Koning, Westreenen van Ziel-landt, Loosjes, Scheltema, Ditley, Douce, Ebert.

Daß Straßburg die Ehre gebühre, behaupten mit mehr oder weniger Scharffinn, mit größerm oder minderm Glücke Männer wie Wimpfeling, Bergellanus, Böcler, Sach, v. Weichlingen, Mentel, Paul Pater, Schrag, Moller, Schrödter, Stohr, Bockenhofser, Tekno, Heier, Normann, Schmid, Berther, Schöpflin, Oberlin, Lichtenberger, Schweighäuser.

Für Mainz hingegen entscheiden sich die meisten und gewichtigsten Stimmen, als die eines: Niccobaldus de Ferrara, Philippus de Lignamine, Heinrich Wirzburg, Baptista Fulgosus, Erasmus von Rotterdam, Abt Tritheim, Gabriel Naudé, Vergilius, Sabellius, Naclerus, Frank, Hugwald, Cario, Lange, Massäus, Apianus, Aventinus, Hadrian von Barland, Pedro Meria, Meris Venegas de Busto, Roccha, la Gaille, Bezold, Chaterinot, Kramer, Chevillier, Maittaire, Maier, Malinkrot, Rivinus, Bellermann, Serrarius, Faust, Fürstenau, Grose, Gutner, Hager, Köhler, Lesser, Marchand, Licimander, Münden, Natolinus, Optius, Orlandi, Palmer, Dudin, Gallier, Fournier, Middleton, Schwarz, Starck, Stuß, Westier, Mercier Abbé de Saint-Léger, Breitkopf, Lemoine, Bernhart, Zeltner, Fischer, Bodmann, Dahl, Michelletti, Lehne, Schaab, Kull, Wetter und Jackson.

Für Bamberg erklärt sich sowol Paul von Prag in seinem lateinischen Glossarium von 1459, welches in der Handschrift auf der Bibliothek zu Krakau aufbewahrt wird, als Canus in seiner Notice d'une découverte importante relativement à l'histoire de l'imprimerie, nebst Sprenger und Jaek.

Doch die meisten dieser Für- und Gegenschriften, bei denen fast immer nur ein mißverständener Patriotismus die Feder führte, haben die Wahrheit eher verdunkelt als aufgeklärt, und selbst das für

die Fortschritte der Menschheit begeisterte Publicum wendete sich mit Ueberdruß von dem dadurch herbeigeführten Wirrwarr ab. Noch können die Acten nicht für geschlossen erklärt werden. Noch ist der Streit zwischen Harlem, Mainz, Straßburg und Bamberg nicht völlig geschlichtet, und doch ist keine Veranlassung des Streites mehr vorhanden, wenn alle vier Städte edelmüthig genug sind, eine jede der andern ihren Antheil des Ruhms zu gönnen!

Betrachtet man die Wichtigkeit der Erfindung, so begreift man die Heftigkeit des Kampfes, mit der die verschiedenen Parteien, von den edlen Gefühlen der Vaterlandsliebe geleitet oder misleitet, um die Palme des Vorzugs streiten. Es gilt aber auch die höchste dem menschlichen Geiste erreichbare Ehre, es gilt die Erfindung der Fürstin der Künste, welche in wenigen Jahrhunderten die Gestalt der Welt geändert, die Gedanken entseßelt, die Pforten der Forschung eröffnet, die Wissenschaft aus der düstern Klosterzelle auf den Markt der Oeffentlichkeit hervorgehoben, jede großartige Idee, die früher als Eigenthum des Einzelmenschen mit diesem unterging, oder nur in dem Kopfe weniger Schüler fortlebte, zum Gemeingut Aller gemacht, mit einem Worte: die Intelligenz des Geistes, die früher den höhern Ständen und der Geistlichkeit ausschließlich angehörnd, nur wenigen Auserwählten erreichbar war, plötzlich sichtbar auf den Herrscherthron der Menschheit gesetzt und überhaupt eine Wiedergeburt des geistigen Daseins geschaffen, welche sowol die Denkweise, als die Sitten der Völker geändert, die entferntesten Nationen mit einander verbunden und durch den unglaublich schnellen Austausch der Ideen die ganze gebildete Welt in eine so wunderbare und in ihren Folgen so unberechenbare Wechselwirkung versetzt hat, daß die Welt in kurzer Zeit wie umgestaltet erschien, und in wenig Jahren da, wo noch der Nebel der Vorurtheile, die Finsterniß des Wahns und des Aberglaubens herrschte, nun auf einmal, wie durch Zauberschlag entzündet, die Sonne der Erkenntniß zu leuchten begann.

Die hohe Stufe, welche die Buchdruckerkunst, als Schwester jener zwei älteren weltumgestaltenden Erfindungen des Compasses und des Schießpulvers,

und der neueren, unserer Zeit angehörenden Dampf-anwendung auf Schifffahrt und Eisenbahnen, unter allen Erfindungen des menschlichen Geistes einnimmt, war Ursache, daß die Ehre, die Geburtsstätte derselben zu sein, einen nunmehr zweihundertjährigen noch nicht beendigten Streit veranlaßte, dessen Sache auf jeder Seite nur von dem örtlichen Standpunkte einer kleinstädtischen Eitelkeit ausgehend mit jener leidenschaftlichen Vorliebe geführt worden ist, die nicht nur den angeblichen Besitz für den Schützling ganz und ausschließlich zu erkämpfen, sondern auch selbst den vereinbarlichsten Antheil dem Mitbewerber zu schmälern sich bestrebt.

Die Wahrheit, durch den blinden Eifer der kämpfenden Parteien verlegt, zog sich immer mehr und mehr in die Falten ihres geheimnißvollen Schleiers zurück, bis es in unserer Zeit dem Scharfblicke einiger besonnener, von jedem Vorurtheile befreiter Forscher gelang, das Bild der hohen Unbekannten zu enthüllen, welche, wie fast überall und zu allen Zeiten, auch hier in der Mitte der verschiedenen Meinungen thronet und beiden streitenden Nationen, den Holländern und den Deutschen, mit beiden Händen zugleich den Kranz des Verdienstes reicht.

Bevor wir die Verschiedenheit der Meinungen und die vielen daraus entstandenen Streitschriften, in denen das Vorurtheil herrschte, jene erhabene Kunst könne nur in dem Kopfe eines einzigen Menschen entstanden sein, hier einer näheren Prüfung unterwerfen, sei es uns vergönnt, den Leser auf den Standpunkt zu führen, von wo aus er den verworrenen Kampfplatz ohne Vorliebe und ohne Vorhaß ruhig überschauen und aus den Für- und Gegen Gründen nach eigener Erwägung für sich selbst urtheilen und der Wahrheit unverhüllt ins Antlitz schauen kann.

Eine Hauptveranlassung der bei aller Forschung und allem redlichen Streben so sehr abweichenden Meinungen in dieser Angelegenheit war der Umstand, daß man sich über den Begriff nicht einigte, was unter der „Erfindung der Buchdruckerkunst“ zu verstehen sei.

Das Wesentliche der Buchdruckerkunst beruhet in der Bervielfältigung durch Abdruck; ihre beiden Haupttheile sind das Verfertigen der Druckform und

endlich die Bewerksichtigung des Druckens selbst. Die Druckform kann auf dreierlei Art entstehen: entweder wird die Schrift dergestalt verkehrt in Holz geschnitten, daß sie in der Ebene der Holztafel stehen bleibt und die Zwischenräume ausgetieft werden, oder sie wird aus einzelnen, nach demselben Princip geformten Buchstabenstempeln (Lettern) zusammengesetzt, gleichviel ob letztere aus Holz oder Metall bestehen, oder es werden endlich die richtig gesetzten Metall-Charaktere mittelst des Abklatschens (Clichés) zu einer einzigen Platte umgebildet und somit durch die Stereotypie das ganze Verfahren auf die ursprüngliche Einfachheit zurückgeführt, von der aller Druck ausgeht.

Eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Methoden des Stereotypirens und Abklatschens wird in der dritten Abtheilung dieses Werkes, wo von der Technik der Typographie die Rede ist, mitgetheilt werden.

Die Typographie (Buchdruckerkunst) ist wie die Xylographie (Holzschnidekunst), Chalkographie (Kupferstechkunst) und Lithographie (Steindruckerei) im Wesentlichen nur durch die verschiedene Beschaffenheit und Einrichtung der Druckform verschieden und verdankt, so wie die genannten Schwestern, ihre Entstehung dem Bedürfnisse, Schrift oder Bild durch Farbdruck zu vervielfältigen. Hier darf vor Allem der Unterschied zwischen Farbdruck und trockenem Abdruck nicht außer Acht gelassen werden. Letzterer bezeichnet den Abdruck eines erhabenen Körpers in einem weichen, von dem durch die Natur gebotenen Fußstapfen der Menschen und Thiere im Schlamm oder Sande bis zu der kunstmäßig entweder erhaben oder vertieft ausgearbeiteten Form und deren Abdruck in eine weichere Masse, so daß der in der Form vertiefte Gegenstand im Abdruck erhaben, der erhabene dagegen vertieft zum Vorschein kommt. Ein solches Druckverfahren bei Löpferzeichen, Münzstempeln, Gemmen, Siegeln u. s. w. ist uralte, war fast von Anbeginn allen civilisirten Völkern bekannt, und obgleich mit ersterem nahe verwandt, doch, als ausschließlich der Plastik angehörend, nicht geeignet, hier zur Entscheidung der Frage mitzuwirken.

Der Farbdruck dagegen, wie schon der Name andeutet, wird hervorgebracht, wenn eine mit irgend einer beliebigen Farbe benezte Form auf ein ebenes Material, sei dies nun Stein, Holz, Pergament oder Papier, abgedruckt wird. Diese Form kann nun eine doppelte sein, entweder daß eine darauf geschnittene oder gezeichnete Darstellung, bestehe diese nun in einem Bilde oder in Schrift, entweder vertieft oder erhaben sich zeigt. Doch ist hier die Darstellung nur eine linearische auf ebener Fläche, nicht aber, wie bei dem trockenen Abdruck, eine halbrunde oder je nach dem Schnitt in beliebiger Körperform bald über, bald unter der Oberfläche der Ebene eingegrabene.

Xylographische und typographische Producte entstehen, wenn die Linien und Theile der Zeichnung oder Schrift erhaben über die Ebene und Form dergestalt heraustreten, daß alles dasjenige des Materials, was als weißer Grund oder leerer Zwischenraum erscheinen soll, bis auf eine gewisse Tiefe hinweggenommen ist.

Der Kupfer- und Stahlstich dagegen stellt die Gegenstände in die Platte eingegraben gleichsam unter der ebenen Oberfläche der Form dar. Damit nun die zu bedruckende Fläche den Abdruck der Farbe gleichmäßig aufnehme und dem Auge wiedergebe, muß auch in der Form das Dargestellte in einer und derselben ebenen Fläche liegen.

In dieser technischen Abweichung ist der Unterschied zwischen Tafel- und Letterndruck begründet. Ersterer wird durch Formen oder Platten hervorgebracht, die aus Stein, Holz oder Metall bestehen, wie bei der Lithographie, Xylographie und Chalkographie; letzterer aber durch einzelne erhabene Buchstabenstempel (Lettern), welche mittelst Schrauben und Niegel oder Keiltrahmen in eine Druckform künstlich zusammengesetzt sind, wie bei der Typographie.

Ist Kunst im Allgemeinen die Geschicklichkeit eines vernünftigen Wesens, sich im Augenblicke des Bedürfnisses der mancherlei Regeln, welche die Ausübung derselben bedingen, bewußt zu werden und demgemäß zu handeln, müssen also Idee und Ausführung sich gegenseitig bedingen, um ein Kunstproduct zu liefern: so ist Buchdruckerkunst im

weitesten Sinne zwar die Fertigkeit, der Idee eines Buches materielle Formen zu verleihen, und dieses kann sowol durch ganze Tafeln, wie bei den Chinesen, oder durch bewegliche Typen, wie bei den Europäern geschehen. Nach Erwägung dieser kurzen, über die Technik des Druckverfahrens im Allgemeinen vorausgeschickten Notizen aber wird es einleuchten, daß man unter Buchdruckerkunst im eigentlichen Sinne nicht die Bervielfältigung von Bildern und Schriften auf festen Holz- oder Metalltafeln, die allerdings schon sehr frühzeitig vorhanden war, sondern die Verwirklichung des folgereichen Gedankens verstehen müsse: „mit einzelnen beweglichen Buchstaben Worte, Zeilen und ganze Seiten zusammen zu setzen und das Bild der Idee, die Frucht des Nachdenkens, auf dem Papiere festzuhalten und die wohlgeordneten Geisteswerke in Büchern der Nachwelt zu überliefern.“

Fragt man nun: zu welcher Zeit und an welchem Orte entsprang dieser schöpferische Gedanke, dessen Wirkung in kurzer Zeit so riesengroß war und dessen Folgen schon jetzt unberechenbar sind, zuerst in dem Geiste eines Menschen? so führt uns die historische Forschung in das funfzehnte Jahrhundert an die Ufer des Rheins und deutet auf die Städte Straßburg und Mainz, von denen letztere schon im früheren Mittelalter den Beinamen die „Goldene“ (Aurea Moguntia) in ihrem Siegel führte, und auf ihren Mitbürger, den einfach großen Patricier Henne (Johann) Gensfleisch, der nach dem Erbtheile seiner Mutter Else (Elisabeth) zum Gutenberge allgemein unter dem Namen „Gutenberg“ bekannt ist.

Mainz ist der klassische Punkt in unserm schönen Vaterlande, aus dem unter Winfried dem Wohlthäter (Bonifacius) die heilige Lehre unsers Glaubens, und unter Arnold Waldpod (Waldbott) durch Stiftung des großen rheinischen Städtebundes Sicherheit und Wohlstand über Deutschlands Gauen und 1440 durch Johann Gutenberg und Peter Schöffer aus Gernsheim ein neues Licht über die ganze Welt ausging.


Jene tausendmal aufgestellte und tausendmal in Schriften aller Zungen nacherzählte Ansicht, als haben die Chinesen schon vor Jahrtausenden die

Buchdruckerkunst erfunden, verschwindet vor dem weiter oben mitgetheilten Begriffe von dem Wesen der Typographie. Uebrigens kommen nach Abel-Rémusat, dem competentesten Richter in dieser Sache, die ersten mit Holztafeln gedruckten Bücher bei den Chinesen erst im zehnten Jahrhundert vor. Nichts destoweniger kann, so wenig es auch europäischer Eitelkeit jenem oft verlachten und geistig anscheinend verkücherten Volke gegenüber zusagen mag, den Bewohnern des himmlischen Reichs die Priorität des Holztafeldruckes, sowie in vielen andern der wichtigsten Erfindungen, als Compaß, Schießpulver, Papiergeld u. s. w., der Vorrang eingeräumt werden. Ueber das Letztere siehe Klaproth's interessante Abhandlung im „Journal asiatique“ 1822. I. 256.

Nur der, welcher den Gedanken, mit beweglichen Einzelbuchstaben Bücher zusammen zu setzen, zuerst erfaßte, ist der Unsterblichkeit ganz und so werth, daß kein anderes Verdienst würdiger derselben erscheint, kein anderer Ruhm den seinigen überstrahlt und kein Name mit größerem Rechte unter den gefeiertesten Namen der größten Männer aller Zeiten glänzt. Jenes in sich abgeschlossene Stereotypvoll druckt noch heut zu Tage, wie vor tausend Jahren, seine Schriften nicht in einzelnen Buchstaben, sondern in Zeichen ganzer Wörter, die auf Holztafeln eingeschnitten werden.

Es ist in der That auffallend, daß sich schon bei den frühesten Völkern des Alterthums Spuren zeigen, welche die Erfindung dieser Kunst sehr nahe legten. Schon die Assyrier und Babylonier trugen Siegelringe, welche sie nach Herodot VII, 69. *σφραγιδας* nannten. Sie waren meist mit kostbaren Steinen geschmückt, in welche man einen Kopf oder ein Sinnbild oder einen Namenszug vertieft einschneidete. Auch in den ägyptischen Grabgewölben findet man häufig ähnliche Ringe von Lapis Lazuli, Carneol, Sardonyx oder von jener porzellanartigen Masse, aus welcher die unzähligen, den Mumien beigegebenen Skarabäen und Götzenbilder gemacht wurden. Diese Ringe gaben in der Folgezeit Anlaß zur Anfertigung von großen Siegeln und Petschaften. Schon die Alten verstanden die Kunst, Namensunterschriften mittelst einer Patrone oder eines

Blechblättchens, in welchem die Buchstaben ausgeschnitten waren, und über welche man einen in Farbe getauchten Pinsel oder Schwamm hinwegführte, auf den zu bezeichnenden Gegenstand, aus welchem Stoffe derselbe immer mochte bestanden haben, lesbar überzutragen. Die Griechen nannten derartige Patronen „*Προγραμμοί*“, die Römer „*Laminae interrasiles*.“

Auf diese Weise unterzeichnete nach Procopius c. 5. Kaiser Justin I. seine Briefe und vollzog nach Valesius Excerpt. p. 669. Theodorich der Große seine Edicte. In v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte Th. II. S. 183. ist ein aus Iristan's histor. Comment. T. III. p. 681. entnommenes Kupfertafelchen aus der Zeit des Constantius abgebildet, in welchem folgende Worte ausgeschnitten sind:  DN CONSTANTIO AUG SEMPER VICTORI.

Die Römer bedienten sich nach Quintilian Instit. orat. I, 2. solcher ausgeschnittener Patronen, um den Kindern die Formen der Buchstaben einzuprägen und sie schreiben zu lehren. Der Griffel wurde durch diese Einschnitte wie durch Furchen hingeführt und konnte nicht, wie auf den mit Wachs überstrichenen Tafelchen, über die Vorschrift hinausfahren, weil die Ränder des Blechblättchens den in der unsicheren Hand des Kindes schwankenden Griffel zurück hielten. Diese merkwürdige Stelle im Quintilian verdient aus mehr als einer Hinsicht nachgelesen zu werden.

Ähnlicher Patronen bedienten sich im Alterthume die Magistratspersonen und im Mittelalter die Notare häufig zu dem Körper der Notariatszeichen auf den von ihnen abgefaßten Urkunden, die sie alsdann durch Schreibzüge aus freier Hand vervollständigten, sowie die Kaiser von Karl dem Großen an die von dem Kanzler vorgeschriebenen Monogramme durch Vollendung irgend eines Striches vollzogen und der Urkunde Kraft und Gültigkeit verliehen haben. In der Geschichte des Orients kommt zwar eine ebenso sonderbare, als den despotischen Geist seiner Beherrscher charakterisirende Art der Urkundenvollziehung vor. Muhammed tauchte nämlich laut der Sage seine flache Hand in rothe Farbe und drückte sie auf das Pergament. Nach

ihm thaten die Chalifen, seine Nachfolger, ein Gleiches, und wie Hammer in seiner „Geschichte des osmanischen Reiches“ erzählt, ward dieser Gebrauch noch von den mongolischen Kaisern, sowie von dem tartarischen Weltoberer Timurleng oder Tamerlan ausgeübt.

Die Alten hatten auch metallene Stempel zum Zeichnen der Sklaven, des Viehes (Columella VII, 9. 12.), des Brodes und der Töpferwaaren. In diese „*Tesseræ signatoriae*“ waren die Worte in verkehrter Richtung erhaben eingeschnitten. Wollte man einen widerspenstigen Sklaven bestrafen und von dem Davonlaufen abhalten, so wurde der Stempel glühend gemacht und auf die Wange oder Stirne gedrückt, gleichwie man vor noch nicht allzulanger Zeit selbst in dem gestifteten Europa Missethäter brandmarkte und in Afrika noch heut zu Tage Sklaven bezeichnet. Auch irdenen Gefäßen und Ziegelsteinen wurden häufig solche Buchstaben, Worte und Zahlen eingedrückt, entweder um den Namen des Verfertigers oder den Inhalt anzuzeigen, wie bei den Ärzten oder Apothekern, und solche Stempel gehören in Antiquitätenansammlungen nicht gerade zu den Seltenheiten. Die uralte Sitte der Aegyptier, die Hieroglyphen auf die Statuen ihrer Gottheiten und auf die Särge ihrer Todten vertieft oder erhaben einzuschneiden, ahmten die Griechen und später die Römer nach.

Plutarch erzählt in seinem „Solon“, wie die Gesetze dieses Weisen in hölzerne Tafeln eingegraben im Prytaneum zu Athen aufbewahrt wurden. Jedermann, der die römische Geschichte gelesen, kennt die in zehn ehernen Tafeln eingegrabenen Gesetze der Decemviren und weiß, daß schon Rom's zweiter König, Numa Pompilius, seine gottesdienstlichen Anordnungen, auf Holztafeln geschnitten, in dem Tempel aufstellen ließ.

Kann man gleichwol den Schild von Holz, auf welchem der Vertrag des Tarquinius Superbus mit den Sabinern in alterthümlichen Charakteren geschrieben war und den man zu Rom im Tempel des Jupiter Fibius als eine Reliquie aufbewahrte, aus dem Grunde nicht zu den xylographischen Denkmälern zählen, wie mehrere Bibliographen gethan haben, weil der Schild nach Dionysius von

Salikarnaß Antiq. Rom. IV, 7. mit einer Stierhaut überzogen war und demzufolge die Inschrift darauf mußte geschrieben gewesen sein: so mag doch nach der bekannten Stelle in der Iliade VI, 168. das Einschneiden von Schriftzeichen in Holztäfelchen den Griechen schon vor Homer bekannt gewesen sein.

Zu denjenigen Spuren von Druckversuchen im Alterthume, welche die Erfindung dieser Kunst unserem Ermessen nach sehr nahe legen mußten, gehört auch die Erzählung Plutarchs in den lakonischen Sentenzen, daß Agésilas, König der Spartaner, das Abdrucken verkehrter Schrift mit scharfsinniger Berechnung zur Belebung des Muthes seiner Soldaten auf folgende Weise in Anwendung gebracht habe. Vor dem Beginne einer entscheidenden Schlacht ließ er das Opfertier zubereiten, schrieb sich heimlich mit Farbe das Wort „NIKH“ (Sieg) verkehrt auf die flache Hand, trat dann zum Altare, um, wie es Brauch war, den Ausgang des Kampfes in den Eingeweiden zu lesen, ergriff begeistert die Leber des Thieres, drückte sie mit der Hand und schien in tiefes Nachdenken versunken, als er plötzlich aus der stummen Verückung zu erwachen sich anstellte und mit triumphirender Miene und mit dem Blicke eines Sehers das Wort „Sieg“ auf der Leber zeigte, als ein glückliches Omen, das die Götter seinem Volke beschieden. Wahrlich ein sehr altes Beispiel des Farbdruckes einer Schrift, und dennoch wurde selbst von dem gebildetsten Volke der alten Welt, von den Griechen, der anscheinend so leichte Schritt vorwärts nicht gethan!

Des Sparterkönigs Absicht war nur für den einen Fall berechnet; es fehlte also die Hauptsache, das Erkennen des großen Zweckes: Vervielfältigung durch Wiederholung und Zusammensetzung einzelner Buchstaben zu willkürlicher Veränderung. — Der h. Hieronymus, der zu Ende des vierten Jahrhunderts lebte, gab in einem seiner Briefe der edlen Römerin Lata zur Benutzung bei dem Unterrichte ihrer Tochter Paula folgende Lehre: „Man gebe dem Kinde Buchstaben von Buchsbaum oder Elfenbein geschnitten als Spielzeug in die Hände, damit das Spiel selbst zum Unterrichte werde. Gut ist es, wenn man die Buchstaben oft unter einander wirft, die lezten unter jene aus der Mitte und diese

wiederum unter die ersten; so wird sie das Kind nicht nur dem Namen, sondern auch der Form nach kennen lernen.“

Wenn Cicero in seinem Buche über das Wesen der Götter II, 20. den Stoiker Valbus dem Epicuräer Bellejus entgegen läßt: „Wer sich einbildet, daß eine Anzahl von festen und untheilbaren Körpern durch Schwerkraft zusammengehalten und aus ihrem zufälligen Zusammentreffen eine ordnungsvolle und wunderschöne Welt gebildet werden könne: von dem begreife ich nicht, warum er nicht auch glauben sollte, daß, wenn man eine ungeheure Anzahl der einundzwanzig Buchstaben, entweder aus Gold oder sonst einem Stoffe, zusammenwürfe, aus den auf der Erde verbreiteten Formen die Annalen des Ennius lesbar zusammengesetzt werden könnten. Ich wenigstens zweifle, daß der Zufall auch nur in einem einzigen Verse so viel zu bewirken im Stande sei“: so muß man sich in der That wundern, daß in den aufgeklärtesten Zeiten des alten Roms, wo Cicero's Schriften in den Händen aller Gebildeten waren, Niemand auf den Gedanken fiel, mittelst einzelner Buchstaben Wörter zusammenzusetzen, sie fest mit einander zu verbinden und abzudrucken. Viele Gelehrte haben diese gewiß ohne alle Absicht hingeworfene Aeußerung Cicero's für eine der Erfindungsspuren der großen Erfindung gehalten, und fast alle Geschichtschreiber der Buchdruckerkunst bis auf unsere Tage sprechen einander nach, der große Redner Roms habe schon eine Ahnung jener unvergleichlichen Kunst gehabt.

Eine Stelle des älteren Plinius XXXV, 2. wo es heißt: „Wie groß bei ihnen einst die Liebhaberei der Bildnisse gewesen, das bezeugt sowol jener Atticus des Cicero, als Marcus Varro, welcher die wohlthätige Erfindung gemacht hat, daß er seinen reichhaltigen Schriften nicht nur die Namen von 700 berühmten Männern, sondern auch deren Bildnisse einverleibte. Er wollte nicht, daß die Gestalt irgend eines berühmten Mannes verloren gehen, oder daß die Zeit wider den Menschen etwas vermögen sollte, wahrlich eine selbst den Göttern beneidenswerthe Erfindung! Denn er gab den Menschen nicht nur Unsterblichkeit, sondern sandte sie auch in alle Welt, so daß sie aller Orten

gegenwärtig sein können u. s. w.“ hat sogar einen Forscher, wie Karl Dittfried Müller (Handbuch der Archäologie der Kunst, Breslau 1830. 8. S. 396. Note 8.) zu der Vermuthung verleitet, sie könne auf den Holzdruck oder einen ähnlichen Kunstzweig Bezug haben.

Jede Erfindung ist die Tochter ihrer Zeit, darum muß auch jede im Zusammenhange mit dem Geiste der Zeit und mit dem eigenthümlichen Gepräge des Volkslebens jener Nation, aus welcher sie hervorgegangen und deren Höhenmesser der Cultur sie abgiebt, betrachtet werden. — Das Alterthum hatte bei dem Vorherrschenden des öffentlichen Lebens vor dem Stubenleben (denn fast Alles verhandelte sich auf dem Forum, unter den Vorhallen der Tempel und Staatsgebäude, oder auf offener Straße) in einer Zeit, wo mehr gehandelt als geschrieben wurde und der nothwendige Verkehr mehr durch das lebendige Wort, als durch den todtten Buchstaben betrieben wurde, bei der Eigenthümlichkeit seines religiösen Cultus, bei der Abgeschlossenheit seiner Stände und endlich bei der Dessenlichkeit der Staatsverfassung kein so großes Bedürfnis allseitiger Mittheilung, abgesehen davon, daß das ägyptische, aus dem in den Nilsumpfen wildwachsenden *Cyperus papyrus* gefertigte Papier (*πάπυρος*) kein so geeignetes, wohlfeiles und so allgemein verbreitetes Material wie unser seit dem vierzehnten Jahrhunderte bekanntes Leinwandpapier darbot.

Um die anscheinend am nächsten liegende Erfindung ins Leben zu rufen, oder wenigstens den in manchem vorhandenen Gebrauche schlummernden Keim zu wecken, ist ein Bedürfnis, ein Hindrängen der Zeitumstände auf dieselbe nöthig, welches dem Forschergeiste nachdenkender Männer gerade diese Richtung giebt. Auf dieses Zusammentreffen gewisser durch die Zeit bedingter Verhältnisse kommt beim Entdecken und Erfinden mehr an, als auf das Nahe- und Fernliegen der Hilfsmittel, welche der menschliche Scharfsinn, hat erst einmal der Funke gezündet, dann bald zu ergreifen und zu seinen Zwecken zu gebrauchen versteht.

Ein solches Bedürfnis war nie dringender vorhanden, als zu der Zeit, in welcher die Erfindung

der Buchdruckerkunst gemacht worden ist. Man bezeichnet gewöhnlich das vierzehnte Jahrhundert, das Zeitalter eines Dante, Boccaccio, Petrarca, eines Wicief als die Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften, weil in jener Periode die classischen Werke des Alterthums aus dem Staube der Klöster hervorgezogen und Gegenstand der Forschung und Bewunderung geworden sind, als eine Wiedergeburt der Künste nach einem schwachvollen Scheintode, den die Barbarei wilder Horden über die unvergleichlich schönen Denkmäler von Griechenland und Rom herbeigeführt. — Der Mangel an freiem Austausch der Ideen, an einer zusammenhängenden und verglichenen Erfahrung des Menschengeschlechts hatte bis dahin Europa mit einem düsteren Schleier umnachtet. Der Klerus, welcher aus Wissenschaft und Kunst damals ein Monopol zu machen wußte, verwendete seine geringen Kenntnisse nur auf Homilien, Postillen, Chorgesänge und Zeitbücher, durch deren unkritische Einrichtung eine pragmatische Geschichte des Mittelalters zur Unmöglichkeit gemacht worden ist.

Ein mönchischer Geist umhüllte Philosophie und Moral. Aller Geschmack war aus den Klosterschulen verbannt. Gelehrte Gesechte voll der elendesten Spitzfindigkeiten, ausgerüstet mit falsch verstandenen aristotelischen Wize, hielt man für die höchste Aufgabe der Weisheit. Man stellte alles Ernstes Untersuchungen an über die Zahl der Engel und Erzengel, über deren Herrschaft und Throne, über das Wesen der Seraphe und himmlischen Geister, über Satans Vollkommenheiten vor seinem Falle, über dessen Streit mit dem Erzengel Michael, ja selbst über die Frage: Wer von unsern Voreltern am meisten gesündigt habe, Adam oder Eva? Der berühmte Dominicaner Albert aus dem Geschlechte der schwäbischen Grafen von Bollstädt (1205-1280) bekam wegen seiner Stärke in dergleichen Subtilitäten den Beinamen „der Große“ (Albertus Magnus).

Der mit Wicief erwachte, durch Huf fortgepflanzte, durch Luther in der Dessenlichkeit vertretene und von seinen Fesseln entbundene freiere kirchliche Geist war der entschiedene Gegner der Scholastik. Von der Zeit der ersten Anfänge der Buchdruckerkunst ab ist die philosophische Periode zu

sehen, mit welcher das tiefere Eindringen in das Wesen der Dinge, das Erforschen der Gründe in der Ueberzeugung und das Streben nach systematischer Einheit in der Erkenntniß beginnt. Schwache Privatmänner im einsamen Studirzimmer oder im bescheidenen Hörsaale zündeten die Leuchte an, deren Strahlen siegreich die Finsterniß durchdrangen. Die Edleren und Bessern, ob hoch oder gering, als durch ihre Natur schon dem Lichte verwandt und befreundet, sammelten sich sofort um dasselbe und pflegten seiner als des kostbarsten Gutes. Aber die Wissenschaft, wiewol die Tochter des freien Geistes, ist ebenso wie die Kunst eine zarte Pflanze, die nur unter freundlicher Pflege gedeihet. Die Huld liberaler Fürsten ist die Sonne, an welcher das Samen Korn der geistigen Entwicklung zur Blüthe und Frucht gedeihet. Die Häuser Medici in Italien und Burgund in den Niederlanden bildeten das Doppelgestirn, durch dessen belebende Strahlen sich der frei gewordene Geist entfaltete.

Cosmus, der Vater des Vaterlandes, der Begründer des unsterblichen Medicerruhms, stiftete am Arno eine Akademie für die platonische Philosophie, gründete eine Gesellschaft für Naturkunde, legte Bibliotheken an und gewährte den durch die Osmanen aus ihrer Heimath vertriebenen Griechen Aufnahme, Schutz und Freundschaft.

Durch die gelehrten Byzantiner Manuel Chrysoloras, Johannes Argyropulos, Demetrius Chalcondylas, Johann und Constantin Laskaris, Theodoros von Gaza, Hermonymus u. A. wurde sowol im Umgang als Unterricht und hauptsächlich durch Uebersetzung classischer Schriften die Bekanntschaft mit der hellenischen Literatur im Abendlande begründet. Talentvolle Schüler Italiens und Deutschlands eiferten ihren griechischen Lehrern nach. Einer der gelehrtesten Jünger dieser Schule war Lorenzo von Medici, der würdige Bögling Johannes Argyropulos, welcher der Universität Pisa ein kräftigeres Leben gab, durch Laskaris alte Classiker in Griechenland und Asten sammeln ließ, die Uebersetzung Plato's durch Marsiglio Ficino (Marsilius Ficinus) veranlaßte, und sich so den ehrenvollen Beinamen „Vater der Musen“ erwarb. Andere Fürsten Italiens eiferten den Medicern nach. So die

Brüder Lionel und Borso von Este in Ferrara, Philipp Maria Visconti und Franz Sforza in Mailand. — In Flandern und Brabant sammelten die Herzöge Philipp der Gute und Karl der Kühne von Burgund die talentvollsten Männer Frankreichs und Hollands an ihrem Hofe. Uebersetzungen römischer Schriftsteller in die französische Sprache entstanden unter ihren Augen und die Brüder Johann und Hubert van Eyck öffneten der neuern Kunst im Abendlande die Pforte. Um dieselbe Zeit wurde von Petrarcha's Freunde und Gönner, dem Luxemburger Karl IV., die weltberühmte Universität zu Prag nach dem Muster jener von Paris mit der Eintheilung in vier Facultäten und in vier Nationen errichtet. Der letztere Umstand veranlaßte unter Karl's ausgeartetem Sohne, König Wenzel, der die böhmische Nation vor den drei andern begünstigte, eine große Zerrüttung der Einheit in der Lehre und der Eintracht unter Lehrern und Schülern. Die Folge davon war eine allgemeine Auswanderung fast aller ausländischen Professoren und Studirenden. Diesen oder ähnlichen Umständen verdanken die ersten deutschen Universitäten, als Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Würzburg (1402) und besonders Leipzig (1409) ihre Entstehung.

Auch das Ausland ward von dem gewaltigen Umschwunge neuer Ideen und eines kräftigen Seelenstrebens mächtig ergriffen. Es entstanden im benachbarten Frankreich Hochschulen zu Bourdeaur, Angers, Cahors, Caen, Bourges; Spanien sah in Huesca, Valencia, Toledo und Alcalá de Henares Hochschulen erblühen; Portugal eröffnete einen Sammelplatz für Gelehrte zu Coimbra; die schottischen Schulen zu St. Andrew, Glasgow und Aberdeen wetteiferten mit den englischen Emporien der Wissenschaft zu Oxford und Cambridge; Dänemarks Hauptstadt Copenhagen und der uralte skandinavische Königssitz Upsala eröffneten der wißbegierigen Jugend des Nordens die Hallen der Weisheit, gleichwie die Reiche Polen und Ungarn mit ihren Universitäten zu Ofen und Krakau keineswegs hinter den übrigen Staaten Europa's zurückblieben.

Wenn das vierzehnte Jahrhundert auf dem Gemälde der geistigen Entwicklung den im Morgenlichte

schimmernden Hintergrund bildet, so stellt sich im Vordergrund das fünfzehnte Jahrhundert als die Uebergangsbrücke dar, welche das Mittelalter mit der neueren Zeit verbindet, und der stützende Pfeiler dieser Brücke ist die Buchdruckerkunst. — Was die Zunge dem Gedanken, das ist die edle Kunst dem Worte.

Diese große Erfindung, durch welche, wie Herder ebenso wahr als kräftig sich ausdrückt, die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen eine einzige und zwar sichtbare Kirche geworden ist, trat zu dem glücklichsten Zeitpunkte der jugendlich kräftigen, freudig aufstrebenden Geistesthätigkeit der europäischen Völker ins Leben, in einer Periode der Gährung und Krisis, aus der sich die großen Begebenheiten des folgenden Jahrhunderts: der Untergang des Lehns- und Ritterwesens, das völlige Wiederaufleben der altclassischen Literatur, der Aufschluß Amerikas und Indiens entwickelten, gerade zu einer Zeit, als es galt, die kostbarsten schon errungenen Schätze in Sicherheit zu bringen und den Grund zu weiteren entscheidenden Fortschritten zu legen. Wäre die Himmelspflanze früher aufgeblühet, so würde die übermächtige geistliche und weltliche Zwingherrschaft sie durch vereinte Kraft erdrückt oder für sich unschädlich gemacht haben; wäre sie später emporgesprossen, so hätte in der verhängnißvollen Periode des Hauptkampfes zwischen Gewissenszwang und Glaubensfreiheit die junge Blume jenes Lichtes ermangelt, welches alles organischen Lebens Bedingniß ist und mehr als alles Andere sein Wachsthum sichert. So aber war der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die rechte Zeit. Aus dem in den letzten Zügen liegenden griechischen Reiche flüchteten sich nach der Eroberung von Constantinopel durch die Osmanen 1453 die Ueberreste alter Gelehrsamkeit nach dem Abendlande, die Liebe für die althellenische Sprache erwachte durch geflüchtete Griechen zuerst in Italien, die Literatur, bisher nur in der lateinischen Zunge gepflegt, ging in die Landes Sprachen über, Theologie und Jurisprudenz konnten ihre bisherige Alleinherrschaft nicht mehr behaupten, der Geist streifte seine Fesseln ab und erwachte zu lebendiger Naturanschauung. Der scholastische Autoritätsglaube des Mittelalters mußte

dem Selbstdenken weichen. Dem Fleiße öffneten sich allenthalben nie zuvor geahnete Bahnen kritischer Forschung. Die Sphäre der Wißbegier erweiterte sich schrankenlos nach allen Richtungen des praktischen Lebens hin, eine völlig neue Welt ging dem Genie auf, die schreibende Kunst war für den unaufhaltsam anschwellenden Strom der Mittheilung ein zu enges Bette geworden, die Buchdruckerkunst brach ihm die Bahn und er ward frei.

Bei den Alten konnte die Vervielfältigung der Bücher nur durch Abschrift geschehen. Zu diesem Geschäfte waren die Sklaven oder Freigelassenen bestimmt, die jeder Autor dazu halten und einüben mußte. Später gab es wol auch schon bei den Römern Schreiberschulen und Verkäufer von Abschriften, welche auf ihre Rechnung berühmte Werke abschreiben ließen und damit Handel trieben. Die *Sofier* beim Horaz sind für dieses Gewerbe bezeichnend geworden.

Im Mittelalter waren fast ausschließlich die Mönche, denen es zuweilen ihre Ordensregel, wie bei den Benedictinern, zur Pflicht machte, mit Abschreiben und Malen der Bücher beschäftigt. In einigen Klöstern wurden sogar besondere Schreiberschulen errichtet, in welchen die jüngeren Brüder Unterricht in der Zubereitung des Pergaments, in dem Schreiben, Illuminiren, Einbinden u. s. w. erhielten. Oft wurde die Arbeit getheilt. Der Eine schrieb, der Andere malte und ein Dritter band das Buch ein. Es gab sogar eigene Rubricatoren. Mehrere Klöster wetteiferten, durch kalligraphische Kunstfertigkeit und Ausschmückung der Handschriften durch Miniaturgemälde den Preis sich streitig zu machen. Das Wiederaufblühen der Malerei in Italien und den Niederlanden hatte auch die Büchermalerei vervollkommnet. Von hier aus verbreitete sich dieser Kunstzweig nach und nach über Frankreich, die Schweiz, das westliche Deutschland bis nach Britanien. Endlich blieb diese Thätigkeit auf den eigenen Klosterbedarf nicht mehr beschränkt. Universitäten und andere Lehranstalten wurden errichtet. Auch Laien lernten Latein. Fürsten sungen an, es sich zur Ehre zu schätzen, wenn sie durch Anlegung von Büchersammlungen mit den Klöstern, Abteien und Kathedralen in die Schranken treten konnten.

Noch lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst versahen von Italien und hauptsächlich von Florenz aus zumstämige Schreiber die Bibliotheken der Mediceer und anderer Fürsten, wie des Königs Matthias Corvinus in Ungarn, von Flandern und Brabant aus die Büchersammlungen der Herzöge von Burgund, der Herzöge von Cleve, der Könige von Frankreich und der englischen Großen mit Prachthandschriften auf Pergament, welche meist in Sammt mit reichen goldenen Buckeln und Clausuren gebunden in den Schatzkammern bei den Kronjuwelen oder in den Armarien aufbewahrt wurden. Die Wissenschaft blieb daher ausschließend nur das Eigenthum der Fürsten, Klöster und Stifter. Wie hätte der Privatmann die Summen zu einer nur mäßigen geschriebenen Bibliothek zu erschwingen vermocht! — Wer über die Preise der Abschriften und über den Werth der Bücher in damaliger Zeit Belehrung sucht, der lese Denis, Einleitung in die Bücherkunde Th. I. S. 84. u. folg. Ebert, Zur Handschriftenkunde I, 108-114. Lambinet, Origine de l'Imprimerie I, 285-290. und besonders J. Is. L. Causse, Diss. de caro librorum manuscriptorum pretio. Francof. a. V. 1767. 4.

Außer den kunstgeübten Miniatoren und Calligraphen, welche sich nur mit Anfertigung von Prachthandschriften für gekrönte Häupter und vornehme Bücherliebhaber, sowie die Scriptoren und Rubricatoren nur mit dem Bedarf für Universitäten und weltliche Gelehrte beschäftigten, gab es aber auch eine geringere Classe von Schreibern, die mehr handwerksmäßig für den gewöhnlichen Hausbedarf des Bürgers an Schul- und Andachtsbüchern sorgten. Dies war im frühesten Mittelalter die einzige dem Volke bekannte Literatur. Später kamen Kalender, Arznei- und Volksbücher hinzu. Letztere, meist in gebundener Sprache abgefaßt und auch zum Singen berechnet, wurden, wenn es der Gegenstand erlaubte, mit rohen Federumriffen, die mit Wasserfarben schlecht und meist ohne Schatten ausgemalt waren, auf wohlfeilerem Papier in abenteuervollem Style geschmückt, auf Jahrmärkten feil gehalten oder auch hausfrend zum Kaufe angeboten. Neben diesen Gebet- und poetischen Volksbüchern fertigten sie auch Heiligenbilder, Spielkarten und

kleinere schriftliche Mittheilungen, die außerhalb des notariellen oder Kanzleikreises lagen.

Diese Zunftgenossen nannte man „Briefmaler“ von dem lateinischen Worte „Breve“, nämlich Scriptum, welches im mittelalterlichen Latein jede kürzere Schrift im Gegensatz von ganzen Büchern bezeichnete. Alles, was selbstständig auf einem einzelnen (fliegenden) Blatte bezeichnet oder später gedruckt wurde, mochte es nun ein bloßer Schrifttext oder ein Bild oder beides zugleich sein, wurde ein Brief genannt. Der Begriff wurde noch weiter und zwar im Allgemeinen auf jede zu einer Kundmachung abgefaßte Schrift ausgedehnt, z. B. auf Urkunden, Diplome, welche Bedeutung sich in „Lehrbrief“, „Frachtbrief“, „Caperbrief“, „geschworne Brief“ (in der Schweiz die Acte, wodurch das politische Verhältniß zwischen Bürger und Regierung bestimmt und von den Gemeinden beschworen ward) und in dem ebenfalls noch in der Schweiz und in den angrenzenden deutschen Ländern üblichen Worte „Gültbrief“ für Schulverschreibung erhalten hat. So verstand man im kaufmännischen Leben unter „Briefinhaber“ Besitzer von Wechseln und unter „gemachten Briefen“ trassirte Wechsel. Schon die ähnliche Form war hinreichend, gewissen Gegenständen diesen so beliebten Namen beizulegen. So sagte man: „ein Brief Nadeln“, „ein Brief Tabak“ für ein Päckchen Tabak. Die allgemeinste Anwendung hatte das Wort auf „ein Spiel Karten.“

Ueber diesen für die Vorgeschichte der Typographie nicht unwichtigen Gegenstand sind vielfache Nachforschungen angestellt worden. Man vergleiche L'abbé Rive, éclaircissements historiques et critiques sur l'invention des cartes à jouer, Paris, Didot, 1780. 12. J. G. J. Breitkopf, Versuch über den Ursprung der Spielkarten u. s. w. Leipzig, 1801. 4. Gab. Peignot, recherches historiques et littéraires sur les danses des morts et sur l'origine des cartes à jouer. Dijon et Paris, Lagier, 1828. 8. W. S. Singer, Researches into the history of Playing Cards. London, Triphook, 1816. 4. Paul Lacroix (Bibliophile Jacob), l'origine des cartes à jouer. Paris, 1837. 8. In diesen Hauptwerken findet man die anderweite Literatur über den Ursprung der Spielkarten.